

„Medien im Trier der Nachkriegszeit“

Zeitzeugeninterview mit Herrn Wolfgang Gregorius und Frau Inge Gregorius, Jahrgang 1932 bzw. 34, gebürtig aus Trier.

Das Interview führten Anna Lena Aldag und Andreas Breitbach.

Situation in der Nachkriegszeit

Herr Gregorius lebte in der unmittelbaren Nachkriegszeit zunächst mit seiner Mutter in Thüringen, wohin beide 1944 im Zuge der Evakuierung gekommen waren. Sein Vater arbeitete bei der Bahn. Erst 1946 kehrten erst er, dann seine Mutter über das damalige Grenzdurchgangslager Friedland (Nähe Göttingen) mittels eines Waggons, der an Güterzüge angehängt wurde, nach Trier zurück. Im selben Jahr kam sein Bruder aus englischer Kriegsgefangenschaft frei. Die Familie lebte in einer Wohnung in der Klosterstraße, die während der Besatzungszeit von den Franzosen akquiriert wurde, woraufhin Gregorius mit seiner Familie ins Dachgeschoss des Nachbarhauses zog. „Da lebten wir dann mit fünf Personen, in zwei Räumen.“ Die Möbel stammten meist aus den Trümmern anderer Häuser.

Sein Vater arbeitete bei der Bahn, er selbst, bei Kriegsende 14 Jahre alt, ging nach der Vollendung der Volksschule bei Willi Eiden, einem Schreiner in die Lehre. Willi Eiden wiederum war ein Bruder von Hans Eiden (1901-1950), der wegen seiner politischen Tätigkeit bei der KPD und dem „Kampfbund gegen den Faschismus“ in Trier-Nord im KZ Buchenwald interniert worden war.

Frau Gregorius war ebenfalls von der Evakuierung am Kriegsende betroffen und lebte 1945 zunächst in der Rhön. Als sie mit ihrer Mutter nach Trier zurückkehrte, fanden sie die Stadt zerbombt vor. Ihr Vater betrieb als Goldschmied aber ein kleines Juweliergeschäft in der heutigen Karl-Marx-Straße. „Vorne war der Laden, ganz schmal, vielleicht 1,50 Meter. Dahinter haben wir gewohnt und ganz hinten dran war noch die Werkstatt.“ Die Wohnsituation war äußerst beengt. „Meine Mutter hat in der Zeit noch ein Baby bekommen, da haben wir gedacht, das müsste in einem Körbchen von der Decke hängen.“

Doch die Familie konnte umziehen in eine andere Wohnung zwei Häuser weiter. Dort fehlten die Zwischenwände, die sie mit Steinen aus den Trümmern wieder auffüllten. Der Vater stellte Schmuck auf Anfrage her und ließ ihn in Naturalien bezahlen. Das Holz für den Schmiedeofen durfte er sich – nachdem er einen Bezugsschein bekommen hatte – aus den

Trümmern der Stadt holen.

Versorgung

„Unter primitivsten Umständen haben wir versucht, uns am Leben zu halten“, beschreibt Herr Gregorius die Lage nach dem Krieg, die in Trier schlimmer gewesen sei als in der Verschickung auf dem Land. Mit seinem Lehrmeister unternahm er Hamsterfahrten mit einem Moped aufs Land, um bei den Bauern Mehl oder Kartoffeln zu bekommen. Da der Schreinerbetrieb auch für die Stadt tätig war, erhielten die Angestellten außerdem die Berechtigung, in der „Volksküche“ am Mustor (heutige Mustorstraße) zu essen. Dort gab es Suppe und Brot.

Die Bürokratie sei gleich nach dem Krieg wieder in voller Blüte gewesen, erzählt er. „Das ist ja immer so in Deutschland.“ Für alles habe es Papiere gegeben: Bezugsscheine, Registrierscheine, spezielle Genehmigungen, um in der Kaserne arbeiten zu dürfen. Von den Franzosen dort hätte er häufig Zigaretten bekommen – aber keine Nahrungsmittel. „So viel hatten die selbst nicht. Genug für sich, die mussten nicht hungern. Aber weitergeben konnten sie nichts.“

Die Familie von Herrn Gregorius hatte an dem Haus, in dem sie vorher gewohnt hatte, einen kleinen Garten gehabt. Diesen durften sie weiter bewirtschaften. „Nachts haben wir den bewacht, damit nichts geklaut wurde.“ Vor allem an die Birnen, die sie dort geerntet haben, erinnert er sich noch. Sonst gab es wenig und schlechtes Essen: Suppe aus Wasser und geriebenen Kartoffeln oder Linseneintopf, in dem Maden schwammen.

Für Frau Gregorius war die Situation etwas besser. Durch die Naturalienbezahlung ihres Vaters kamen Lebensmittel ins Haus. Außerdem fuhr ihre Mutter regelmäßig in die amerikanische Besatzungszone zu der Familie, bei der sie während der Evakuierung gelebt hatten. Obwohl es streng verboten war, schmuggelte sie von dort Lebensmittel nach Trier. „Sie hatte zwei Koffer dabei, einen mit den Lebensmitteln und einen mit Wäsche. Wenn der Kontrolleur im Zug kam und fragte, was in den Koffern sei, sagte sie: ‚Wäsche‘. Dann hat sie den einen Koffer aufgemacht: ‚Sehen Sie, Wäsche. Sag ich doch.‘ – ‚Und in den anderen?‘ – ‚Auch Wäsche.‘ – ‚Na lassen Sie’s gut sein.‘ Auf diese Weise hat sie die Sachen nach Trier gebracht.“ Außerdem tauschte die Familie ein Klavier und einen Eisschrank, welche sie heil durch den Krieg gebracht hatten, gegen Nahrungsmittel.

In der Simeonstraße habe es zudem eine Tauschzentrale gegeben. Eines Tages stand

ein Paar Schuhe in ihrer Größe im Fenster. Bisher hatte Frau Gregorius lediglich Sandalen, die aus Reifen und Gurten improvisiert waren. „Die Schuhe sollten nun getauscht werden gegen eine Schildkröt-Puppe, und ich hatte eine. Die war meine beste Freundin gewesen in der Kindheit. Und da hab ich sie dann hergegeben, für die Schuhe.“ Über die Tauschwirtschaft, erinnert sich Herr Gregorius, habe es auch kleine Gedichte gegeben: „Tausche Pythonschlange gegen Bratwurst – möglichst lange.“ Er ergänzt: „Humor war trotz allem da, aber es war mehr ein Galgenhumor.“ Gleichzeitig sei auch das Miteinander sehr herzlich gewesen, erinnert sich Frau Gregorius. Man habe zusammen gefeiert, und wer gerade etwas zu Essen hatte bekommen können, habe es beigesteuert.

Auch der Schwarzmarkt sei in dieser Zeit sehr lebendig gewesen, „mit Zigaretten konnte man Geschäfte machen.“ Volle Geschäfte dagegen habe es erst nach der Währungsreform wieder gegeben – dann aber schlagartig. „Das ging dann auch durch die ganze Stadt, wer was zu verkaufen hatte“, schildert Frau Gregorius.

Medien und Kommunikation

Die Kommunikationssituation im Trier der Nachkriegszeit beschreibt Herr Gregorius als eher schlecht. „Man hat immer etwas erfahren, aber wie man was erfahren hat...“ Die meisten Informationen seien durch Gespräche weitergegeben worden, „wie mit Buschtrommeln“. Vor allem in den Wärmestuben, die in den kalten Wintern eingerichtet wurden und in der zerbombten Stadt eine Möglichkeit zum Aufwärmen bei Heißgetränken boten, habe man vieles erfahren. Hier wurde erzählt, was es Neues gab oder was getauscht werden konnte.

„Ich wundere mich jetzt im Rückblick, wie die Kommunikation allgemein geklappt hat“, ergänzt Herr Gregorius. Selbst als die Familie während der Evakuierung getrennt war – er selbst mit der Mutter in Thüringen, der Vater in Trier, der Bruder in Gefangenschaft – hätten sie es irgendwie geschafft, Kontakt zu halten. Vor allem das Telefonnetz der Bahn sei sehr schnell wieder hergestellt gewesen, während rundum „alles danieder lag.“ „Das war ein Phänomen, wie an sich trotz allem verständigen konnte.“

Eine Zeitung, so erinnern sich beide, habe es erst später wieder gegeben. Das sei aber zunächst auch nicht von Belang gewesen, erzählt Herr Gregorius: „Jeder war nur interessiert, was Naturelles zu haben. Ne Zeitung zu lesen – wofür denn?“ Zwischen den einzelnen Trierer Zeitungen habe es aber später eine erbitterte Konkurrenz gegeben, war

ein Thema von einer Zeitung behandelt worden, griff die andere es nicht mehr auf.

Die Kommunikation mit den Besatzern habe hauptsächlich über Aushänge stattgefunden. „Man hat auch versucht, möglichst wenig mit den Besatzern in Berührung zu kommen“, erzählt Herr Gregorius. Vorurteile seien noch sehr ausgeprägt gewesen, dazu sei vor allem am Anfang ein strenges Besatzungs-Reglement gekommen.

Ein Radioprogramm mit Musik und Nachrichten für die noch vorhandenen Volksempfänger-Geräte habe es auch gleich nach dem Krieg gegeben, erinnern sich beide. „Aber nur für die französische Zone“ sei das gewesen. Später ist dann der Südwestrundfunk (SWR) mit Lutz Kaiser als Leiter des Trierer Studios aufgebaut worden. In dieser Zeit wurde es auch normal, dass in jedem Haushalt ein Radio stand.

Frau Gregorius erinnert sich außerdem daran, dass das erste Kino, das „Capitol“ (Ecke Jesuitenstraße / Brotstraße, heutiges Gebäude der Dresdner Bank), sehr bald wieder geöffnet hatte. Auch zwei weitere Kinos, das „Neue Theater“(Simeonstr.) und das „Römertor“ [oder ein Kino am Römertor?] seien bald gefolgt. „Sonntags morgens gab es da Kindervorstellung, Dick und Doof oder Pat und Patachon und solche Sachen“, erzählt ihr Mann. Eine Mark kostete der Eintritt – „und Geld hatten wir vor der Währungsreform ja, nur zu kaufen gab es sonst nichts dafür.“ An Umerziehungsfilm haben beide keine Erinnerung, auch weil es kaum Kontakt mit den französischen Besatzern gab.